

Freie Fälle

{ Anthologie }

© edition Pächterhaus Hildesheim 2015

Die *edition Pächterhaus* ist die Schriftenreihe des *Instituts für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft* der *Stiftungsuniversität Hildesheim*.

Freie Fälle ist eine Produktion des ersten Semesters des Studiengangs Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus der Universität Hildesheim. Die Rechte an den Texten bleiben bei den Autoren.

Herausgeber

Ines Kurt, Marcella Melien, Jan-Niclas Thul

Leitung

Paul Klambauer

Unser Dank gilt dem Institut für Literarisches Schreiben und Literaturwissenschaft der Universität Hildesheim.

Gestaltung / Satz

Dani Ziegen

Illustration Plakat

Laura Juliane Hatting

Auflage

200 Exemplare

Gesamtherstellung

Druckerei Friedrich Pöge e.K. Leipzig

ISBN 978-3-00-049455-0

Copyright Edition Paechterhaus

Kontakt: www.paechterhaus.de

”

Ich erinnere mich an den Geruch des Kellers,
durch den ich Lust bekam, in die Wand zu beißen.

“

LISA PAETOW

diminuendo

Wie Äste waren meine Finger, verhakten sich miteinander, wenn die Frühlingsbrise ungünstig in den Bleiglasfenstern lag, ich spielte Tasten und es raschelte in den Handgelenken, es knackte. Die Reinheit des Tons wurde dutzendfach gebrochen. Doch Vater blieb stumm.

Um ihn, mich und das Klavier herum schloss sich kokonartig die Kirche. Am Morgen hatten sich ihre Gäste in Schwarzes gehüllt. Mama saß vorne. Sie weinte runde Tränen in ihr Spitzentaschentuch und versenkte eine Hand in der Tasche. Später zeigte sie mir, was sie dort verborgen hielt. Wir waren in unserer Küche und sie trug wieder verwaschenen Blumenstoff über dem Busen, als sie ein Metalldöschen aus ihrer Tasche zog. Es war so groß wie mein Daumen und der Deckel mit Ornamenten unter Glas geschmückt.

„Ich bewahre ihn auf“, sagte sie.

Beim Öffnen schnappte der Verschluss nach Luft. Ich sah Ascheflocken ganz leise liegen.

„Mama! Hast du die geklaut?“

„Ich habe gefragt.“ Sie lächelte, es sah aus wie eine Muschel, die von der Strömung zurück ins Meer gezogen wird.

Im Garten war der Frühling eingebrochen: Wind lauwarm, Blumen knospend, Sonne strahlend. Die Verwandten neigten die Körper im Winkel der Kaffeekanne, als sie ihre Tassen füllten. Ich blickte auf die Holzdielen der Terrasse. Ich wünschte, Lichtschattenspiele hätten ein Geräusch. Es müsste klingen: diese Art, ein geschecktes Fell auf die Veranda zu werfen.

Im Juli brachen die Semesterferien an, zog sich der Sommer aus und ich mietete einen Umzugswagen und mehrere Helfer.

Heiko wohnte im Erdgeschoss und hatte bei der Besichtigung des Zimmers gesagt: „Interessiert mich nicht, wann du übst.“ Deshalb entschied ich mich für ihn.

Als ich ankam, hockte Heiko auf einem jungfräulichen Laken und hatte die Hand voller Filzstifte. Zu seinen Füßen wucherten Landschaften aus Schatten und Kritzeleien. Er kroch auf ihnen herum, krümmte

sich in seltsamen Winkeln wie ein missgebildetes Tier, um bis in die Ecken zu malen, und ignorierte, dass um ihn herum mein neues Leben anbrach. Sein Haar zog einen schwarzen Vorhang. Ab und zu rauchte er dahinter eine Zigarette.

Als ich gerade prüfte, ob mein Klavier durch die Reise verstimmt worden war, stürmte Heiko schließlich in mein Zimmer. Er trug etwas Zusammengeklapptes auf dem Arm. Er schüttelte es, zerrte an den Seiten. Vor meinen Augen entfaltete sich ein Rollstuhl.

„Woher hast du den?“

„Aus dem Krankenhausflur.“ Beim Lächeln flackerten Lichter hinter Heikos Netzhaut.

„Arbeitest du im Krankenhaus?“

„Ne.“

Als ich Augenkontakt aufnehmen wollte, ging er. Den Rollstuhl schob er vor sich her, als würde er einen Geist spazieren fahren.

Abends fiel mir die Enge meines Zimmers auf. Unter dem Ziegeldach des Familienhauses hatten sich die Flächen gestreckt. Hier stieß ich mich: An den Klavierkanten und Spiegelfüßen und dem Bett. Ich öffnete das Fenster. Sauerstoff strömte ein und weitete den Raum wie einen Ballon. Ich schloss das Fenster. Die Stadt entrückte mir und bedeckte sich mit einer schillernden Schicht, als würde ich sie durch eine dünne Scheibe Butter beobachten.

Mein Vater war Komponist und Dozent gewesen, hatte seine Berufe jedem in dieser Reihenfolge genannt, erst sein Genie, anschließend den Alltag. Ich erinnere mich, wie gewichtig seine Hand auf meiner Schulter war; dass er Härchen auf den Fingern hatte. Seine Stimme klang immer entschlossen. Ein fester Glaube ohne Blick zurück durchzog sie, das spürte ich, das strahlte.

Ich wuchs nie so hoch und schnell wie Vaters Erwartungen. Meine Kommilitonen an der Musikhochschule spielten wie die Wahnsinnigen, sammelten die Scherben des Universums Ton für Ton, beschrieben dabei seine Chemie und Konsistenz und einen Teil von dem, der noch dahinter lag. Ich spielte auch ganz gut. Es brach mir den Schädel.

Ihre Gesten hielten sich zurück, während sie mit mir sprachen. Aber wir wussten alle, wieso ich die Aufnahmeprüfung bestanden hatte. Und wenn ich auf diese Art dachte, dachte ich weiter, ich geriet dann stets in diese Gedankenschleifen und fuhr auf einmal in einem Zug, der niemals anhielt, nicht einmal kurz, damit man sich die Beine vertreten konnte. Sorgen-Sortierer nannte Mama mich dann. Nachts schreckte ich hoch, weil Heiko laut Hippie-Musik und Metal hörte – im Wechsel.

Manchmal brachte Heiko Dinge mit nach Hause, mit denen ich nicht hatte rechnen können: Frische Blumen; ab und zu Kontoauszüge, dann wieder einen kleinen Plastiksack mit Sand; einmal eine Ente, die aufgeregt durch Flur und Küche kackte und dabei aus ihrem gelben Schnabel heraus schrie. Diese Sorte Heiko kannte keine Kommunikation. Die andere Sorte dagegen eroberte plötzlich mein Zimmer und verkündete mit der Bestimmtheit eines Diktators: Wir machen dieses! Wir machen jenes! – „Wir gehen schwimmen!“

Es war ein Sommertag, an dem die Mülleimer schon morgens ihren Mundgeruch verbreiteten, schwere, dicke Luft und in jeder Hand ein Rinnsal Schweiß. Heiko trug rote Badeshorts, ich meine blauen. Wir kauften uns Würstchen mit Senf, dann saßen wir unter einem Verbotsschild am Pool, ließen die Waden im Wasser schwimmen und verbrannten uns die Lippen am heißen Fett. Mädchen standen beisammen wie die Instrumentengruppen eines Orchesters. Dort die dunklen Klarinetten, unter deren silbernen Bikinis man eine Ahnung von Brustwarzen bekam. Die Querflöten, die sich schimmernd auf gestreiften Picknickdecken in der Sonne räkelten. Weiter hinten die Cellos, im Schatten lagerten sie ihre dicken Bäuche in Badeanzügen und futterten mitgebrachte Kekse.

Zu diesen Aussichten sagte Heiko: „Mir fehlt Sex. Ich hatte schon öfter welchen. Und du?“

„Ja, mir auch. Ich auch, meine ich.“ Ich prüfte Heikos Wangen, er wurde nicht rot. Ich schon.

„Wie fandst du es?“

„Hat mir gefallen.“

„Ja, ich fand es auch ganz gut. Leider ist sie nicht gekommen.“

Er warf die fettige Pappe mit dem Senf nach hinten. Bevor der Bademeister ihn zurechtweisen konnte – seine Flip-Flops klapperten schlangengleich über die Wiese – tauchte Heiko ab.

Ein Klavier ist sehr wie ein Mensch, es hat ein unnachgiebiges Äußeres; nur wer den richtigen Griff kennt, entdeckt ein Feld, bepflanzt mit Tasten, die etwas im Innersten des Anderen zum Schwingen bringen. Musizieren heißt gewissermaßen, mit einer Persönlichkeit ein Zwiegespräch zu führen. Das ist meine Meinung über Musikinstrumente. Für meinen Vater waren sie nur Erweiterungen des eigenen Körpers. Wenn er mir mitteilen wollte, dass ich schlecht spielte, sagte er: „Du hast dich nicht unter Kontrolle.“ Was er geglaubt hatte, zählte im Umkreis meines neuen Lebens nicht mehr.

Morgens glänzte das Klavier wie unter Tau, im Mittagslicht bekamen die weißen Tasten etwas Knöchernes. Die Töne veränderten sich täglich. Sie erschienen mir ziemlich neu, ein wenig wie eine Stimme nach dem Räuspern. Ich kaufte mir verbotene Partituren, sogar einige Pop-songs. Ich sang „Imagine“ von John Lennon und mir klebte das Woodstock-Festival in den Nasennebenhöhlen, obwohl ich noch nie in meinem Leben irgendetwas geraucht hatte. Wenn ich keinen Bock hatte, spielte ich nicht. Wenn ich Bock hatte, spielte ich auch nachts. Ich brach mittendrin ab oder fügte wahllos Noten ein, wo sie nicht hingehörten. Der Sommer wälzte sich durch die Tonleitern. Die Luft im Zimmer stand. Am Telefon war manchmal Mama, die durch den Hörer ihr Ohr auf das Klavier legte, um zuzuhören.

Der Fremde in unserem Flur sah aus wie ein Fotomodel. Er könnte Herren in ihren besten Jahren zum Duften überreden mit diesem klarblauen Blick neben sympathischen Krähenfüßen. Seine Haut bildete einen ebenmäßig gebräunten Hintergrund vor seinen Kleidern.

Er trug Sandalen zu Leinenhosen und eine teure Uhr über dem Armhaar. Weil ich meinen Wocheneinkauf auf dem Rücken geschultert hatte, schwitzte ich. Im Supermarkt war Rotkohl das Sonderangebot gewesen. Ich legte meinen Rucksack ab. Für einen Moment schauten der Mann und ich einander an. Dann rauschte die Klospülung. Heiko öffnete die Toilettentür und ging mit gesenktem Kopf in die Küche. Der Schöne folgte. Streifte im Vorbeisehen die Krusten in einem Topf, der im Waschbecken auf seine Einschäumung wartete, und die Blumen. Er berührte den Strauß nur mit den Fingerspitzen.

Sie wechselten den Standort. Ich lief ihnen nach, denn keiner hinderte mich. Im Mittelpunkt von Heikos Raum stand der Rollstuhl. Auf seiner Lehne hing ein bunt bemaltes Laken, als wollte er es zum Trocknen in einen Garten fahren.

„Warst du schwimmen?“, fragte der Fremde, auf die rote Badehose deutend, bis Heiko nickte.

Auch das Bad inspizierte er, ließ seinen Kopf einmal durch mein Zimmer kreisen, und fragte, als er wieder im Flur herumstand: „Was sind denn das für Flecken auf dem Boden?“

Die Stille roch nach einem Dachboden, auf dem lange niemand mehr aufgeräumt hatte.

Heikos Lippen schienen miteinander vernäht, also antwortete ich. „Da hat eine Ente hingemacht.“

„Wie bitte?“

„Entenkacke.“ Ich sprach lauter, aber die Muskeln in seinem Gesicht verdrehten sich weiter. Ich reichte ihm die Hand. „Ich bin übrigens Heikos neuer Mitbewohner.“

Statt sich vorzustellen oder zu lächeln, schob er Knöpfe an seiner Uhr vorwärts. Anschließend sah er auf Heiko.

Ich erkannte diese Sorte Blick sofort.

Fälschlicherweise gehen die meisten davon aus, dass sie sich vor Cholerikern fürchten müssen – mit ihren Zornausbrüchen, ihrer Lautstärke, ihren Ohrfeigen. Ich weiß: Schlimmer sind die, die schweigen. Sie schauen dich einfach an, mit einer leichten Missbilligung, als wärest

du eine Glühlampe im Treppenhaus, die unangenehmerweise verlöscht. Nachdem der Mann gegangen war, verharrten wir noch ein paar Takte, lauschten den Schritten, leiser werdend, noch leiser, fort. „Ist das der Vermieter?“, fragte ich und wollte, dass es stimmte. „Das ist mein Vater“, sagte Heiko. „Scheiße.“ „Manchmal, weißt du, da wünsche ich mir, ich könnte es ihm heimzahlen.“ Heiko wischte sich etwas aus den Augenringen. Kurz hielt ich die Luft an. „Mach doch.“

Am nächsten Morgen erzählte mir Heiko eine Geschichte. Er verkündete die Quellenangaben noch vor dem Text, als hätte ich danach gefragt. Teils würde er Sätze aus dem Mund seines Kindermädchens leihen, der Rest entspringe seiner eigenen Wahrnehmung. Er begann mit: „Es war einmal ein Mann, der mit Sechzehn sein erstes Shooting machte. Weil er dem Fotografen zusätzlich einen Blowjob schenkte, durfte er auch auf den Laufsteg nach Paris. Das Model reiste dann nach Mailand und Berlin, nach Marokko und Buenos Aires, nach Johannesburg. Doch das Leben außerhalb der Heimat kann erbärmlich sein. In Afrika und Südamerika lauerten ihm Schläger vor den Bars auf, er musste sich seine Rolex mehrmals nachkaufen, verlor so seinen Ehering und einmal eine teure Hose. Bis zum Hotel musste er im Schlüpf durch die Straßen laufen. Todesangst geschah ihm öfter. Deshalb lebt er jetzt mit seiner Frau hinter einem Zaun, in einem Mehrfamilienhaus für Wohlhabende, in dessen Gängen überall Kameras installiert sind. Nur in seiner Wohnung ist er quasi unsichtbar. Unantastbar.“ Ich erinnere mich, dass ich mich wunderte: wie viel Luft neben den Zigarettenrauch in Heikos Lungen passte, um lange Sätze zu formen.

Der Sonntag hatte Tradition: Einer schaute Tatort in kleiner Herrenrunde, unter den Fußsohlen erwärmte Kirschkernkissen; eine betrank sich im Kreis diverser Damen bei Fred, der den Likörausschank auch kurz vor Montag nicht auf eine Uhrzeit begrenzte.

Wir warteten hinter einer Strauchgruppe dicht beim Tor. Die Büsche krochen zu beiden Seiten der Auffahrt hinauf und streckten sich weiter, nach links und rechts, so dass neugierige Blicke Distanz zu Zaun und Haus wahren mussten. Zwischen Blumen und Geäst verschmolzen wir zu einem großen, schwarzen Schatten. Die Uhr sagte kurz vor halb acht und die Sommerbrise wich allmählich einer Abenddämmerung. Als die Mutter endlich das Tor passierte, spannten sich die Muskeln. Halb leise, halb schnell steckten wir die Hände vor das Schloss. Bis zur Haustür rannten wir: Über die Wiese, drei Stufen hinauf und in den Schutz der Eingangsüberdachung hinein. Mit dem Zeigefinger deutete Heiko auf die Kameralinsen. Wie Schimmel hingen sie in den Häuserecken. Heiko tippte den Türcode auf ein metallisches Feld und ich wunderte mich, wie seltsam, für das Gartentor einen Schlüssel und hier eine Zahlenkombination. Bei Kaufland hatten wir uns Strumpfhosen gekauft, die aus festem Schwarz, hatten ihnen die Beine bis zum Oberschenkel amputiert und die Stümpfe miteinander verknotet. Gute Gucklöcher hineinzuschneiden war am schwierigsten gewesen. Wir nahmen die Treppen und schwitzten dabei. Die Stufen führten in das Innere eines Geruchs, ein bisschen nach neuen Schuhen und einem Braten mit geschmorten Zwiebeln. Es ging wie abgemacht: Klingeln, warten, hoffen: er traut seinem Zirkel Verfrühtheit zu, nicht zittern, lauschen, Turnschuh in die Tür, sobald er – verwirrt von der Leere des Videobildes – vorsichtig öffnet. Mit vier Händen zerrten wir an der Klinke. Der Überraschungsmoment verhinderte Gegengewicht und wir schoben unsere Schuhspitzen auf die Schwelle. Erst da zückten wir die Messer. Wir hatten diskutiert, du oder ich oder beide, und am Ende gemeinsam zu viel Angst gehabt, um als einziger Täter aufzutreten. Das Model hob die Hände neben die schön geformten Ohren. Er trat beiseite. Sein Blick war ein im Toben erstarrter Dirigent. Meine Waffe und ich blieben dicht bei dem Vater, während Heiko die Regale in eine Mülltüte fegte: Eine Uhren-Sammlung; Schmuck für Frauenhalse, -ohren, -finger; in einer Schublade lagen Designer-Kra-

watten. Um einzuschüchtern, warf ich einige Werbebilder um, auf denen der Schöne barfuß über einen ewigen, endlosen Strand ging. Rahmen brachen, Glas splitterte.

„Tut mir nichts. Ich tu euch nichts. Ich rufe niemanden an, wenn ihr mir nichts tut.“ Seine Stimme schabte an der Wand entlang wie ein Insekt. Im Fernsehen flackerte ein Auslandsreporter, sprach blaue Worte in das auseinanderbrechende, durcheinandergeworfene Wohnzimmer. Heikos Bewegungen bekamen Ecken, er beeilte sich.

Meine Zweithaut saugte mir den Schweiß aus dem Gesicht und nässte sich so selbst ein. Ein irres Gefühl, eine Art Silberball, raste mir zwischen Schenkeln und Kehle entlang, bis ich das Gefühl hatte, ich müsste brechen. Hätte der Schöne rebelliert, wäre ich ihm vermutlich in Ohnmacht vor die Füße gefallen.

Heiko schulterte den Müllsack. Das klimperte wie ein Flohmarktbesuch. Als wir gingen, war die Gestalt des Vaters ergraut. Durch den Türspalt fiel das letzte Licht und ein Schatten, der die Hände sinken ließ. Im Treppenhaus sprangen uns leuchtend die Lampen von den Wänden an. Heiko rannte fast. Ich hinterher. Draußen rochen wir, was die Hecken und Büsche verströmten und hielten die leeren Köpfe weit oben. Unser Fußtempo: Irgendwie hundertachtzig Stundenkilometer. Im Vorbeilaufen warf Heiko die Beute neben den nächsten Mülleimer.

Zuhause tranken wir zum ersten Mal miteinander Alkohol. Heiko lächelnte; jegliche Spannung war ihm aus den Mundwinkeln gefallen.

„Verrückt. Du hast es gemacht“, sagte ich, war neidisch zuerst, fantasierte dann, weil mir einfiel, dass noch einige Wochen vom großen Kuchen der Ferien übrig waren.

Nachts packte ich eine Tasche, sowie den Zweitschlüssel zu Mamas Haus. Ich dachte an den Ausspruch, dass jeder stets bekommt, was er verdient, und an den Unterschied zwischen Rache und Gerechtigkeit. Ich sah Mama an, wie ein letztes Mal. Im Schlaf zappelten ihre Wimpern, aber der Rest ihres Gesichtes lag, in Dämmerlicht getaucht, einfach da und strahlte auch nicht von innen heraus. Mein Blick fiel auf den kleinen, gelben Wecker. Bald halb zwei.

Behutsam öffnete ich die Schublade, griff das Döschen mit der Asche. Bei Nacht wirkte es wie ein bunt lackierter Daumnagel, harmlos und schön. Ich schob es in die Hosentasche. Manchmal reichte ein einfacher Tod nicht aus, manchmal brauchte es einen Gespensterjäger. Schon auf dem Weg zum Bahnhof verrutschten Mamas Konturen in meinem Kopf. Anders als in Büchern konnte ich noch niemanden vor mir sehen, als wäre es gestern. Mein Gedächtnis und das Gesehene hatten nicht dieselbe Konsistenz.

Im Zug guckte ich für Stunden aus dem Fenster. Ich dachte an Melodien, die mein Vater in diese Landschaften fügen würde: Ein dramatisches Orchester, das den Stadtgebieten Tiefe verleiht; und am Hang der Berge etwas Zartes, eine Geige, vielleicht zwei, zitternd, zärtlich. „Du ziehst nicht Zuhause aus. Wie albern, wer soll dir beim Üben helfen, wer diszipliniert dich dann?“

Seine Lippen, seine Worte, drei Tage vor seinem Herzinfarkt.

Der Zug kippte uns über die Grenze. Ich stand auf, drängte mich aus dem Abteil, ignorierte jede Art von Stirnrunzeln. Auf dem Gang ratterten die Bahnräder lauter. Hitze rann durch die abgesehenen Scheiben. Ich fühlte in meiner Tasche: Stoff, Metall, Glas. Ich war auf dem Weg nach Süden und öffnete die Dose, damit mein Vater es sah. Danach warf ich seine Überreste einfach aus dem Fenster.

Für einen Moment schwebte die Asche wie gefroren in der Luft. Aber sobald ich blinzelte, war sie fort.

Etwas Merkwürdiges folgte, plötzlich rutschte mir diese Welt unter den Fingern weg, weit weg, ich war ruhig, sehr ruhig, ich atmete, ein, aus. Ich hörte eine allumfassende Stille. Ich hatte nicht gewusst, dass es das gibt.